

legentlich hätte man sich mehr Klarheit in strittigen Fragen gewünscht, selbst wenn es nur die Aussage gewesen wäre, dass ein Sachverhalt noch immer strittig ist. Zudem fallen kleine Nachlässigkeiten auf: James George Frazer, um nur einige Beispiele zu nennen, darf man vielleicht als Vorbild, nicht jedoch als „Lehrer“ von Bronislaw Malinowski bezeichnen (39). Dass „Trommeln ... für die Divination in afroamerikanischen Religionen sehr wichtig sind“ (164), weil sie nämlich die Geister (Vodou) oder Gottheiten (Santería) herbeirufen, die von ihren Anhängern Besitz ergreifen und sich durch diese artikulieren, ist nicht falsch, weckt aber den falschen Eindruck, dies sei „die wichtigste Divinationstechnik“ (142). Tatsächlich aber sind das Kaurischnuckenorakel, Kartenlegen oder die Divination mit Palmnüssen oder Orakelkette ebenfalls wichtig, und es gibt durchaus Meinungsverschiedenheiten darüber, welches die wichtigste Divinationstechnik ist. Auch die „kubanische Santería“ als Beispiel für die zunehmende Verbreitung afrokaribischer Religionen durch das Internet zu erwähnen (185), kann falsche Spuren legen. Von den Santería-Priestern in Kuba haben nur wenige Zugang zum Internet und noch weniger eine eigene Webseite, und jene, die es gibt, gehören mehrheitlich Priestern, die in Miami, New York, Caracas, Mexiko oder Madrid leben.

Aber dies ändert nichts daran, dass Bettina E. Schmidts „Einführung“ eine wertvolle Bereicherung darstellt und die Bedeutung der Religionsethnologie in neuer Weise unterstreicht. Neben dem hilfreichen Glossar und einem Index ist die Bibliographie selbst eine gut sortierte Literatursammlung von klassischen und aktuellen Schriften. Es hat über 20 Jahre gedauert, bis eine neue deutschsprachige Einführung in die Religionsethnologie verfasst wurde. Bettina E. Schmidt hat gezeigt, dass sich in dieser Zeit viel Neues getan hat und dass noch viel Neues zu tun bleibt.

Lioba Rossbach de Olmos

Schmidt-Lauber, Brigitta (Hrsg.): *Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 2007. 319 pp. ISBN 978-3-496-02797-3. Preis: € 29,90

Die vorliegende Einführung ist sowohl disziplinär als auch geographisch fokussiert, die versammelten Beiträge stammen mit wenigen Ausnahmen aus der Feder von Volks- und Völkerkundern und konzentrieren sich auf den europäischen Raum mit Schwerpunkt Deutschland. Das Themenfeld Ethnizität und Migration wird dabei aus drei unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet: einer eher theoretischen (Teil 1: „Theorien und Zugänge“), einer forschungs- (Teil 2: „Alltagspraxen und Manifestationen“) und einer praxisorientierten (Teil 3: „Aufgaben und Praxisfelder“). Im Zentrum der Betrachtung stehen sowohl Aspekte von Integration und Ausgrenzung als auch die komplexe Verschränkung von Wissenschaft und Politik. Um Integration und Ausgrenzung geht es dabei gleich auf zwei Ebenen – nämlich sowohl im Verhältnis der Migranten zur deutschen Auf-

nahmegesellschaft als auch im Verhältnis des Themas Migration zum Kanon der deutschsprachigen „Ethnowissenschaften“, wie Volks- und Völkerkunde in diesem Band durchaus in einem Atemzug genannt werden. Schließlich ist es nicht ohne Ironie, dass, worauf die Herausgeberin des Bandes Brigitta Schmidt-Lauber in ihrer gelungenen Einführung hinweist, eine bewusste gesellschaftspolitische Auseinandersetzung mit der Einwanderung zu einem Zeitpunkt einsetzt, als bereits die dritte Generation der einstmaligen Eingewanderten in Deutschland lebt. Nichtsdestotrotz werden Fragen von Migration und Ethnizität im öffentlichen Bewusstsein zumeist als „Problem“ wahrgenommen. Eine Facette dieses „Problembewusstseins“ zeigt Dorle Dracklé anhand des Themas Medien und Migration, das – auch in der Forschung – häufig auf die Frage nach dem Verbindenden bzw. Trennenden der Medien zugespitzt wird. Dahinter steht die ausgesprochene oder unausgesprochene Vermutung, dass Migranten in den Einwanderungsgesellschaften nur dann gut integriert sind, wenn sie auch die vorhandenen Medien des Landes nutzen, in dem sie wohnen, und auf diejenigen ihrer Herkunftsländer verzichten.

Lange hat es aber auch gedauert, bis das Thema Migration und Ethnizität im Zentrum der beiden Fächer Volks- und Völkerkunde angekommen ist (wie man die äußerst begrüßenswerte Veröffentlichung in dem Verlag für ethnowissenschaft-spezifische Einführungen in Deutschland wohl auffassen darf). Vielleicht eröffnet sich aber auch gerade auf diesem Gebiet die Chance, dass sich die beiden – längst nicht immer auf gutem Fuß miteinander stehenden – Fachtraditionen wieder näher kommen. Dass die sozial- und kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit den entsprechenden Phänomenen außerhalb Deutschlands eine bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts zurückreichende Tradition hat, zeichnen die Beiträge von Margit Feischmidt zum Ethnizitätsbegriff und Tsyplma Darieva zur Geschichte der Migrationsforschung nach.

Die Verschränkung von Wissenschaft und Politik spiegelt sich in den Beiträgen des vorliegenden Bandes ebenfalls in doppelter Weise: Einerseits in der Thematisierung von sowohl historischer (Klaus J. Bade) als auch aktueller staatlicher Zuwanderungspolitik (Jochen Oltmer) sowie der ethnizierenden bzw. kulturalisierenden Praxis der Aufnahmegesellschaft – wie sie etwa Gisela Welz am Beispiel multikultureller Paraden und Festivals thematisiert – angesichts derer die Migranten adäquate Strategien entwickeln müssen. Dies kann bedeuten, wie Regina Römhild zeigt, dass Migranten aus Osteuropa etwa mit Pendelmigrationsstrategien auf begrenzte Aufenthaltsgenehmigungen reagieren oder, im Falle der von Sabine Hess geschilderten Strategien der Selbstethnisierung von Migranten, gezielt Nischen im „Markt“ der Kulturen besetzen, auf dem vor allem das „Authentische“ in den Spielarten der Weltmusik oder in den gastronomischen Beiträgen der fremden Kulturen goutiert wird.

Wissenschaft und Politik sind aber auch auf andere Weise eng aneinander gekoppelt, wie Schmidt-Lauber

anhand der Begriffe vom "Kampf der Kulturen" (Huntington) und den so genannten "Parallelgesellschaften" (Heitmeyer) veranschaulicht, die – aus wissenschaftlichen Kontexten stammend – in der politischen Debatte bereitwillig aufgegriffen worden sind. Hier ist das Verantwortungsbewusstsein der betroffenen Wissenschaftler gefragt und jenes der Volks- und Völkerkundler – als "Experten für Kulturen" par excellence – in besonderem Maße. Wie "politisch" wissenschaftliche Begriffe – allem voran der von Kultur – sind, ist ebenfalls ein Thema, dass die Mehrzahl der Beiträge mehr oder weniger reflektiert durchzieht. Hervorzuheben ist hier besonders der Beitrag von Martin Sökefeld, der weniger eine Definition der Konzepte "Ethnizität", "Rasse", "Kultur", "Minderheit" liefert, als vielmehr eine luzide Analyse ihres Gebrauchs. Die Problematik dieser Begriffe liegt vor allem darin, dass sie sich permanent im Spannungsfeld zwischen Essentialismus und Konstruktivismus bzw. Alltagsverständnis und Wissenschaft bewegen. Dabei scheitern die Sozial- bzw. Kulturwissenschaften bislang nicht nur daran, ein nicht essentialisierendes Verständnis ihrer Konzepte in außerwissenschaftlichen Diskursen durchzusetzen, sie tragen mit ihren Arbeiten häufig sogar zu einer Ausgrenzung legitimierenden Kategorisierung von Gruppen bei. Dies führt Sökefeld vor allem auf ihre mangelnde Selbstaufklärung zurück, die einer "doppelten Hermeneutik" (Giddens) zum Opfer fällt, d. h. Begriffe werden benutzt, um zu interpretieren, unterliegen aber gleichzeitig selbst der Interpretation. Ethnologisch gesprochen sind "emische" und "etische" Begriffe eben nicht sauber voneinander zu trennen, sondern gehen ineinander über, so dass auch die wissenschaftliche Begriffsbildung nicht unabhängig von gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen agieren kann. Ihren Anspruch kann sie aber nur dann aufrechterhalten, wenn sie den gesellschaftlichen und politischen Gebrauch von Begriffen reflektiert und diese entsprechend kontextualisiert.

Mit Prozessen der Globalisierung, die ja immer wieder als Hintergrund gegenwärtiger Migrationen aufgepannt werden, setzt sich der Text des schwedischen Ethnologen Ulf Hannerz auseinander, ein verdienstvollerweise ins Deutsche übersetzte Kapitel seiner "Transnational Connections" von 1996. Indem er das Verhältnis zwischen dem Globalen und dem Lokalen analysiert, holt Hannerz Ersteres aus dem Bereich überbordender Deterritorialisierungphantasien wieder auf den Boden empirisch gestützter Tatsachen zurück und demystifiziert die geographische Verwurzelung des Letzteren, indem er es mit einer Unmittelbarkeit der sinnlichen Erfahrung in Verbindung bringt, die nicht notwendigerweise an einen einzigen Ort gebunden ist.

Zwei Einwände seien gegen dieses informative und anregende Buch vorgebracht: Der erste betrifft die Heterogenität der einzelnen Beiträge, mit ihrer sich teils parallel verlaufenden, teils widersprechenden Argumentation. Gegen dieses Bestehen lassen "der Pluralität von Haltungen und Lesarten" (Schmidt-Lauber) ist an sich nichts einzuwenden, eine entsprechende Rahmung aber, die die einzelnen Positionen dezidiert ins Verhältnis

setzte, würde den Zugang für Studierende und Interessierte, an die sich diese Einführung hauptsächlich wendet, sicherlich erleichtern. Hinzu kommt, dass eine deutlicher ausgeprägte Aufgabenteilung zwischen den eher theoretisch-abstrakten und den mehr praktisch-forschungsbezogenen Beiträgen die Stärken letzterer deutlicher zum Tragen gekommen lassen hätte. So überzeugen beispielsweise die Beiträge von Römhild und Hess vor allem durch ihre ethnographische Grundlegung, die die Theoreme der Globalisierung und der Transnationalität mit empirisch gewonnenen Erkenntnisgewinnen versieht. Gerne hätte man mehr gelesen über jene Migranten nicht nur aus Lateinamerika, die angesichts des grassierenden Salsafiebers auf deutschem Boden die Option einer "Latino"-Identität für sich entdecken, oder die Migrationsstrategien einer slowakischen jungen Frau zwischen au pair und Studium, der dazu nötige Platz aber wird jeweils durch den obligatorischen einleitenden Bezug zur Transnationalen Migrationsforschung bzw. zur Problematisierung essentialisierender Kulturbegriffe verbraucht.

Der zweite Einwand richtet sich gegen die letztlich nicht konsequente Positionierung hinsichtlich des Kulturbegriffs der Ethnowissenschaften. Während sich die überwiegende Zahl der Beiträge gegen einen essentialisierenden Kulturbegriff richtet, vertritt Alois Moosmüller in seinem Beitrag über interkulturelle Kommunikation genau diesen. Zudem spricht er im Namen einer angewandten Wissenschaft, die sich mit der Steuerung und Gestaltung interkulturellen Handelns beschäftigt – ein Feld, um das die meisten Ethnowissenschaftler wohl eher einen Bogen machen. Interessanterweise greift Moosmüller die allfälligen Kritikpunkte (statischer Kulturbegriff, problematischer Anwendungsbezug) selbst auf, ohne sie allerdings zu entkräften. Diese Problematik durchzieht dann auch den ganzen letzten Abschnitt des Bandes, der Einblicke in volks- bzw. völkerkundliche Arbeitsfelder außerhalb der Universität gewährt, darunter die Sozial- und Gesundheitsarbeit (Karin Vorhoff, Charlotte Uzarewicz), den Bildungsbereich (Christine Tuschinsky, Elke Bosse), Staat und Kommunen (Dieter Kramer) sowie die Arbeit als Gerichtsgutachter (Christian Giordano). So verdienstvoll die (üblicherweise eher vernachlässigte) Einbeziehung der beruflichen Perspektive für angehende Volks- und Völkerkundler auch ist, so problematisch erweisen sich diese eher impressionistischen Ausflüge allerdings bei näherem Hinsehen. Dies vor allem aus zwei Gründen: zum einen wird auch in diesen Arbeitsfeldern ein essentialisierender Kulturbegriff zugrunde gelegt; zum anderen dürften sich die genannten Praxisfelder dem Universitätsabsolventen nicht ohne weiteres erschließen, verlangen sie doch jeweils nach einer zweiten – berufspraktischen – Qualifikation. Sinnvoller – gerade im Kontext einer Einführung – wäre ein gezieltes Aufgreifen des Dilemmas, dass Ethnowissenschaftler in der Öffentlichkeit bzw. anwendungsorientierten Kontexten als Fachmenschen für einen Kulturbegriff gefragt sind, den sie selbst händeringend zu verabschieden suchen.

Andreas Ackermann